

Er rollt das R wie eine kubanische Zigarre

Ein grandioses Spektakel, die volle Dröhnung an Deklamation: Philipp Hochmair liest Stiffters „Hagestolz“, begleitet von den pulsierenden Klangkaskaden der Band Elektrohand Gottes.

Der Wiener Schauspieler Philipp Hochmair war ein Star am Wiener Burgtheater und am Hamburger Tekhalia Theater, ehe er, wie er einmal sagte, seine Ketten zerriß und sich ins Abenteuer der Freiheit stürzte. Und das nicht bloß, um in Filmen wie „Wannseekonferenz“ oder in Serien wie „Vorstadtweiber“ und „Blind ermittelt“ mitwirken zu können, sondern auch, um sich ungestüm und ungeschützt und in eigener Regie seiner radikalen Liebe zur Literatur hinzugeben.

Zusammen mit seiner Band, der Elektrohand Gottes, entwarf er wilde Abende mit Rockmusik, etwa eine verrückte „Jedermann“-Performance, in der er alle Hofmannsthal's Rollen selbst spielt, oder den „Schiller Balladen Rave“. Hochmair tritt seit Jahren mit gekürzten Fassungen von Franz Kafkas „Amerika“ und Goethes „Werther“ auf, hat lediglich ein bisschen technisches Equipment und seine dramatische Passion dabei und sorgt in ausverkauften Sälen wie ein Popstar für Ekstase.

Die lösen neben der kunstvollen Qualität seiner Monologe vor allem die fühlbare, direkte Leidenschaft aus, mit der er sich die alten Texte anverwandelt. Wenn Philipp Hochmair loslegt, ist die Grenze zwischen E- und U-Kultur einfach wegewischt, es zählen einzig das sinnliche Erleben der Geschichte und die Größe der Dichtungen, die wie ganz aus dem Hier und Jetzt erscheinen. Kühle Dekonstruktion, postmoderne Ironie, distanzierte Objektivität sind sein Ding nicht, er greift lieber fest zu und vereint sich mit der Literatur in einem emotionalen, euphorischen Tanz der Phantasien.

So geschieht es auch bei seinem jüngsten Streich, „Der Hagestolz“ von Adalbert Stifter, den er sich zu seinem 50. Geburtstag im vorigen Oktober schenkte. Hochmairs Hörbuch folgt den Kapiteln der Erzählung und wurde von ihm, unter künstlerischer Mitarbeit von Christine Bossert, in eine Fassung von unter neunzig Minuten gebracht. Im Mittelpunkt steht der junge Victor, der als Waise bei einer Ziehmutter aufwächst. Er soll demnächst seine erste Stellung als Beamter antreten. Auf dem Weg zum Dienstort macht er Station bei seinem Onkel, den er bislang nie gesehen hat. Der lud ihn auf sein Gut ein,



Im Sommer der neue Jedermann bei den Salzburger Festspielen: Philipp Hochmair bei einem Bühnenauftritt mit Musikern der Elektrohand Gottes

Foto Stephan Brückler

das irgendwo abgelegen auf einer Insel liegt. Beide können zuerst nichts miteinander anfangen: „Jugend und Alter taugen nicht zusammen“, findet der griesgrämige Oheim.

Im Lauf der Zeit erkennt Victor freilich dessen schreckliche Einsamkeit. Beide entwickeln Verständnis füreinander und kommen sich näher. Am Schluss rät der

Onkel seinem Neffen und künftigen Erben wohlwollend, den Bürojob nicht gleich anzutreten, stattdessen ein paar Jahre ungebunden herumzusehen, sich auszutoben und dann zu heiraten, um nicht so wie er zu enden. Dass er einst unsterblich in Victors Ziehmutter verliebt war, die aber seinen inzwischen längst verstorbenen Bruder liebte, war der Grund für die resigna-

tive Abkapselung des Onkels. Sein verkorkstes Leben lässt sich nun nicht mehr heilen, „es war alles, alles zu spät, und was versäumt war, war nicht nachzuholen.“

Als wäre er selbst dieser Victor, der in die Welt hinauswill und gar nicht an Ehe und Hausstand denkt, setzt sich Philipp Hochmair diesem Text aus, wird zum Medium noch für die kleinste narrative Win-

dung und versteckte Gefühlsirritation. Mit dem Mut zum hohen Ton und unterschiedlichen Pathos führt er durch Stiffters ländlichen Kosmos, in dem er sich ohne jede verbale Aktualisierung heimisch fühlt. Der heutige Charakter dieser Lesung entspringt allein der fiebrigen Intensität, mit der sie Hochmair im modernen Duktus auflädt, und der Form des zeitge-

nössischen Melodrams, das Hanns Clasen (Gitarre, Sounddesign, Arrangement) und Fritz Rainer (Schlagzeug, Electronics, Arrangement) musikalisch gestalten.

Es ist ein deftiges Spektakel, das hier aufbraust, die volle Dröhnung an Deklamation und Rock. Mal zwitschern die Vögel, oder es plätschert ein See, doch meistens wird lautstark elektronisch aufgespielt. Das Schicksal bläht sich auf wie eine Gewitterwolke und geht mit rigorosen Beats auf und davon. Victor werden auf ansteckend rockige Manier Beine gemacht, und Philipp Hochmair kostet diese Tour de Force glücklich aus, als wäre er einer der Vortragskünstler aus dem frühen zwanzigsten Jahrhundert – ein später Joseph Kainz oder Alexander Moissi, wenn er das R rollt wie eine kubanische Zigarre, obwohl er nur „Wanderrerr“ raunt, oder „BERRrge“.

Wunderbar spannend ist der Kontrast zwischen solenner Rezitation und explosiver Begleitung – ob Hochmair manchen Satz mehrfach rhythmisch wiederholt wie in der Abschiedspassage, wenn es heißt: „Dich hätte ich geliebt“, schrie der Greis heraus, daß Victor fast erzitterte.“ Oder ob er fast zu rappen beginnt, während ihn die Elektrohand Gottes mit pulsierenden Klangkaskaden einhüllt und mitunter durch eine musikalische Breitwandkulisse irren lässt. Adalbert Stifter (1805 bis 1868), österreichischer Vertreter des Biedermeiers und kaum als angesagter Schriftsteller zu bezeichnen, wirkt durch diese stürmische Hommage plötzlich wie ein gegenwärtiger Seelenforscher und Generationenverstehrer. Philipp Hochmairs empathisches Accompagnato hebt die Zeit auf und umarmt die Vernunft als Stimme des Herzens: „Love will tear us apart“, singt er denn auch als dialektische Coda schließlich den Hit von Joy Division: Liebe wird uns wieder auseinanderreißen.

IRENE BAZINGER



Adalbert Stifter: „Der Hagestolz“. Gelesen von Philipp Hochmair, Musik: Die Elektrohand Gottes, 78 Min., 1 CD, Verlag Elektrohand 2023, 15,- €.

Als die Nazis Mariahilf eroberten

Marianne Philips' Zeitpanorama „Hochzeit in Wien“

Die Idee, ein Haus oder eine Straße mit ihren Bewohnern zur Simultanbühne einer Geschichte zu machen, ist so alt wie bewährt. Für das jüdische Wien hat Veza Canetti das mit ihrem Erzählzyklus „Die Gelbe Straße“ mustergültig entwickelt. Die ebenfalls jüdische Schriftstellerin Marianne Philips (1886 bis 1951), die es in den Niederlanden als eine der ersten Frauen für die Sozialdemokraten in ein Parlament schaffte, gilt Ähnliches.

Ihr Werk, das von den Nazis verboten wurde, hat erst ihre Enkeltochter, die Historikerin Judith Belinfante, wieder zum Vorschein gebracht. Facetten von Philips ärmlischer Kindheit entfaltet der 1930 erschienene Roman „Die Beichte einer Nacht“. Die „Hochzeit in Wien“ entwirft jetzt im Bezirk Mariahilf südlich der Josefstadt ein Zeitporträt vom Juni 1933, als Antisemitismus und Faschismus in Österreich stark aufblühten.

nischen Touristen wechselt. Mr. Hunter und Mr. Haymaker, so die sprechenden Namen, werden nicht müde, sich über die Europäer zu ereifern: Im Zug hat man keine Ahnung von Grapefruit oder Eis für den Drink, und an jeder Grenzstation wird eine neue Lokomotive vorgespant.

Gegenüber solchen harmlosen Scherzen wird es mit dem alten Meyer Jonathan, dem Mieter der teuren Wohnung im dritten Stock, entschieden ernster. Eigentlich, so meint die Erzählerin,



Marianne Philips: „Hochzeit in Wien“. Gelesen von Dominik Maringer. Verlag Audioliom Hamburg 2023, 1 MP3-CD, 200 Min., 19,90 €

würde dieser achtzigjährige Schreiber der jüdischen Gemeinde viel eher in die Leopoldstadt passen mit seiner Kippa, Gebetsriemen und dem Tallit, die er nach dem Beten oder dem Besuch der Synagoge in der Seitenstettengasse abnimmt. Bei ihm lebt sein Enkel Daniel, der zur Fortsetzung seines Jurastudiums nach Wien kam, weil die Nazis seinen Vater in Hannover entlassen hatten. Hier hat er sich dem antifaschistischen Widerstand angeschlossen.

Mit den Gebetsworten „Schma Jisra-el“, Höre Israel, bedeckt Meyer Jonathan auf dem morgendlichen Weg zur Synagoge die Studentenproteste, bei denen er einen jungen Mann blutig auf Pflaster schlagen sieht. Es hätte sein Enkel sein können, der seit mehreren Nächten nicht nach Hause gekommen ist. Tatsächlich hat sich Daniel bei dem jüdischen Waffenhändler Stülzholz am Kornmarkt einen Revolver beschafft und mit seinen kommunistischen Kameraden zwei Nazistudenten aus gutem Hause, von denen einer Rasser heißt und wie sein Freund Derresch glühender Antisemit ist, ins leer stehende Schloss Laxenburg entführt.

Am Ende des Romans, als die Hausbewohner mit der Familie Hodl zur Goldenen Hochzeit zusammenkommen, passiert das Unvermeidliche: „Da wird einer abgeholt“, stammelt das Mädchen der Opersängerin, „der Jungenjunge aus dem dritten Stock.“ Und Maria Ritter kann es nicht fassen: „Guter Gott, was kommt da auf uns zu?“ Marianne Philips, die viele Handlungsstränge geschickt zum Wiener Epochenbild im Juni 1933 verdichtet, endet kaum zufällig mit dem „großen Unglück“. Den gutherzigen Malermeister Hodl lässt es keineswegs kalt, als er sich nach dem Fest bei dem jüdischen Nachbarn getroffen zeigt, und doch kaum die passenden Worte findet. Dank der empathischen Lesung von Dominik Maringer geht die Lesung dieses Romans unter die Haut, der angesichts des eskalierenden Antisemitismus bedrückende Aktualität erfährt.

ALEXANDER KOŠENINA

Man muss ja nicht alles verstehen

Wirkungsvoll: Franziska Walser und Edgar Selge lesen Rilke nicht, sondern rezitieren frei

Das Dunkle gilt als tiefgründig; das Gegenteil lässt sich ja schlecht beweisen. Und man kennt das: Je länger man sich mit dem Verständnis eines schwierigen Textes müht, desto mehr ist man auch geneigt, das als „lohnend“ zu empfinden. Clevere Schriftsteller arbeiten deshalb mit einer gewissen Verrätselung und Verdunkelung. Rilke gehörte zu den Cleversten.

„Seien Sie nicht beunruhigt, wenn Sie heute Abend nicht alles verstehen“, sagt Franziska Walser deshalb ermutigend zu Beginn ihrer Rezitation der „Duineser Elegien“, einem Livemitschnitt aus dem Berliner Pfefferberg-Theater. Seit Jahren macht Walser gemeinsam mit ihrem Ehemann, dem Schauspieler Edgar Selge, den Zyklus von zehn Langgedichten auf diversen Bühnen zum Hörerlebnis. Das Paar liest die Elegien nicht vor, sondern rezitiert sie frei. Das verhindert Routine und lässt an jedem Abend etwas Einmaliges entstehen.

Die anfängliche Ermutigung ist nötig, denn wer unvorbereitet auf dieses lyrische Großwerk des zwanzigsten Jahrhunderts trifft, wird vielleicht einige berühmte Verse identifizieren, kann sich ansonsten aber erst einmal „der Ratlosigkeit öffnen“ (Walser). Etwas Irritierendes besteht bereits darin, dass die „Duineser Elegien“ einer Argumentation zu folgen scheinen. Häufige Konjunktionen wie „denn“, „aber“ oder „weil“ erwecken den Eindruck nicht nur lyrischer, sondern logischer Zusammenhänge, auch wenn diese Logik nicht ganz von dieser Welt ist: „Denn das Schöne ist nichts / als des Schrecklichen Anfang, den wir noch gerade ertragen, / und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäh, / uns zu zerstören.“ Solche sinnsschweren „Argumente“ sind Lebendfallen für die professionellen Deuter; an ihnen wuchert die Interpretationsliteratur.

Das Stichwort des Schönen ist hier immerhin ein früher Hinweis darauf, dass Rilkes „Engel“ und die Transzendenz der Elegien wenig mit christlichem Glauben zu tun haben. Im Jahr, in dem er diese Verse schrieb, äußerte Rilke in einem Brief harsche Worte über das Christentum: „Die Frucht ist ausgesprochen, da heißt's einfach, grob gesprochen, die Schalen ausspucken.“ In der zehnten Elegie finden sich die berühmten lakonischen Verse über eine Kirche: „reinlich und zu und enttäuscht wie ein Postamt am Sonntag“.

Von vielen Rilke-Lesungen unterscheidet sich diese leidenschaftliche Rezitation schon dadurch, dass sie zwar nicht das Pathos, aber alles Weihevollte vermeidet. Franziska Walser verleiht den Elegien einen klaren, dezidierten, standhaften Ton. Edgar Selges Vortrag ist brüchiger und modulationsreicher. Vielen Versen gibt er etwas Rufendes

oder Fragendes und folgt damit jenem Ton epochaler Verunsicherung, den Rilke gleich zu Beginn anschlägt: „Wer, wenn ich schriebe, hörte mich denn aus der Engel / Ordnungen?“

Der Dichter will diese ersten Verse wie ein höheres Diktat empfangen haben, als er im Januar 1912 auf Schloss Duino zu Gast war und an den steilen Felsen über der Adriaküste spazieren ging. Plötzlich sprach eine mysteriöse Stimme aus dem Sturmwind zu ihm, und noch am selben Tag war die erste Elegie fertig. Allerdings sollte es zehn krisenhaften Jahre dauern, bis Rilke im Februar 1922 in einem neuen Sturmwind der Inspiration die „Duineser Elegien“ endlich vollenden konnte.

Die Kontrastbilder des Engels und des Tieres vergegenwärtigen die menschlichen Defizite zwischen unerreichbarer metaphysischer Kompetenz und verlorenem animalischer Seinsgeborgenheit. Die Entwicklung des menschlichen Bewusstseins ging mit starken Entfremdungserfahrungen einher: „Die findigen Tiere merken es

schon / dass wir nicht sehr verlässlich zu Haus sind / in der gedeuteten Welt“ – geniale Verse, in denen ganze Philosophien komprimiert erscheinen.

Rilke preist die großen Liebenden und ihr „berühmtes Gefühl“, aber er lobt auch den Schmerz als „dunkles Sinngrün“. Klingt schön, wenn man keine Schmerzen hat. Manches wirkt doch ziemlich krude, etwa wenn der in der sechsten Elegie gepriesene „Held“ pränatal seine „herrische Auswahl“ unter den Müttern trifft: „Tausende brauten im Schooß und wollten er sein, / aber sieh: er ergriff und ließ aus, wählte und konnte.“ Eigenartig auch der Lobgesang auf die Insekten, die im Gegensatz zum Menschen und den höheren Tieren noch nicht durch zu viel „Erinnerung“ und Bewusstsein in Trübsinn gestürzt werden: „O Seligkeit der kleinen Kreatur, / o Glück der Mücke, die noch innen hüpf!“ Das erinnert an ähnliche regressive Sehnsüchte Gottfried Benns: „Oh dass wir unsere Ur-ur-Ahnen wären. / Ein Klümpchen Schleim in einem warmen Moor.“

Edgar Selge scheut sich nicht, die gelegentliche Komik zur Geltung zu bringen, etwa wenn in der fünften Elegie, die von den Akrobaten handelt, der „welke, faltige Stimmer“ beschrieben wird oder der junge Athlet: „als wär er der Sohn eines Nackens / und einer Nonne: prall und strammig erfüllt / mit Muskeln und Einfalt.“ Da ist scheues Lachen des Publikums zu hören. Feierlichkeit und Groteskes gehen bei Rilke eine eigenwillige Verbindung ein. Ein loriothaftes, von



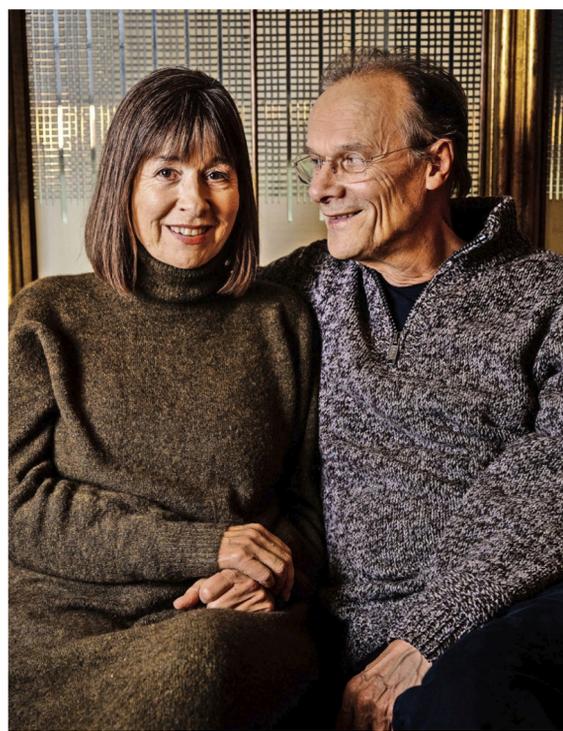
„Jeder Engel ist schrecklich. Freie Rezitation von Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“. Mit Franziska Walser und Edgar Selge. Argon Verlag, Berlin 2023, 2 CDs, 20,- €.

Franziska Walser wirkungsvoll akzentuiertes Wort lässt am Ende der vierten Elegie aufhorchen: „Wer macht den Kindertod / aus grauem Brot, das hart wird – oder lässt / ihn drin im runden Mund so wie den Gröps / von einem schönen Apfel?“ Geläufiger ist die Bezeichnung Griebs für das Kerngehäuse des Apfels. „Gröps“ klingt gröber, konkreter, zieht den hohen Ton hinunter, und es geht hier ja auch um Niederziehendes: die Zerstörung des von Rilke verkörperten Kindheitszustandes durch das Graubrot der erwachsenen Rationalität. Gegen dieses Graubrot sind die „Duineser Elegien“ angeschrieben.

Die Spannung in den weit ausschweifenden Versen zu halten und über viele Zeilen den Zusammenhang zu wahren – das ist für die Rezitatoren eine Herausforderung. Beeindruckend, wie Selge in der siebten, lebensfeiernden Elegie („Hiersein ist herrlich“) die rhetorische Klimax vermittelt – das achtfache „nicht nur“ bei der Aufzählung der vielfältigen Freuden des Sommertags. Nach so viel Anlauf machte er eine kleine Pause, bevor er mit beinahe brünstigem Ton die wahre Verheißung des Sommers benennt: „sondern . . . die NÄCHTE“. Diesen Lockruf hören auch die Toten. „Es kämen aus schwächlichen Gräbern Mädchen und ständen“ – ungeachtet der „Ä“-Fanfare eine eher liebebringende Zombie-Version.

Rilke fordere „die totale Anwesenheit“, hat Selge in einem Interview gesagt. Es gebe Phasen, in denen der Text an ihm „vorberauscht, als wäre er gar nicht innen angekommen“. Auch als Hörer muss man die Seele weit aufsperrn und sich die Gedichte immer wieder konzentriert zu Gemüt führen. Bis sie nicht länger an einem vorbeirauschen, sondern zum Fluss werden, der einen mit seinen faszinierenden Bildern und seinem Sprachzauber mitnimmt in den „Weltinnenraum“.

WOLFGANG SCHNEIDER



Seit mehr als dreißig Jahren verheiratet, jetzt mit Rilkes „Duineser Elegien“ unterwegs: Franziska Walser und Edgar Selge

Foto Julia Zimmermann